

Joachim Renn

## Soziologische Vokabulare der Moderne, oder: Gesellschaftstheorie als Integration des Desintegrierten?

I  
 »Die soziologische Gesellschaftstheorie zerfällt bekanntlich in eine größere Anzahl teils konkurrierender, teils komplementär gemeinter Angebote« (237). Mit dieser Diagnose beginnt Uwe Schimank seinen Anlauf zu einer integrativen soziologischen Theorie der modernen Gesellschaft, dessen Absicht ohne Zweifel begrüßenswert ist, auch wenn Durchführung und beanspruchte Voraussetzungen einige Fragen provozieren. Erste Fragen betreffen die einleitende Diagnose selbst: Ob denn das hier konstatierte Zerfallen *in etwas* den Zerfall *von etwas* (einer ehemals verfügbaren, alternativlosen Theorie?) bedeutet, und ob dieser Zerfall nicht bereits durch den Austausch der rationalen Akzeptabilität von Theorien durch die Marktgängigkeit eines »Angebots« weniger angezeigt als ratifiziert und befördert wird, diese Fragen betreffen bereits die Kriterien angemessener Theoriebildung, und damit den Kern der Sache.

Wenn nämlich die Gründe für die Fragmentierung der Theorie in »Familien« in der *Sache*, d.h. in der Verfassung ihres Gegenstandes, selbst liegen, dann ist es mit einer bislang eigentlich nur versehentlich versäumten Aufräumaktion, die Beliebigen von Unverzichtbarem trennt und dies Unverzichtbare *als es selbst* in verschiedenen Theorieperspektiven wiederzufinden meint, nicht getan. Ein erster, gar nicht eigens verborgener, nur nicht beim Namen genannter, Überoptimismus Uwe Schimanks besteht insofern in der unbefangenen Wiederbelebung einer vertrauten Konvergenzunterstellung, die vielleicht deshalb sich auf Parsons nicht beruft, weil dann deutlicher auffiele, dass sie dessen begriffliche Skrupel für eine betriebsverzögernde Grille halten muss. Aber Parsons Konvergenz war ja auch eine vermeintlich analytische Notwendigkeit, die sich der reflexiven Durchmusterung des konzeptionellen Grundbestecks enthüllen sollte, während Uwe Schimank die Konvergenz im Gegenstand verankern will. Eigentlich, so scheint die »integrative Theorie« sagen zu wollen, »behaupten« die Theorien in den Kernen »dasselbe«, und zwar weil sie sich auf dasselbe beziehen; und dort, wo sie voneinander auf unveröhnliche Weise abweichen, schneidet die integrative Freilegung der Konvergenz das Störende ab. Für diese robuste Vorgehensweise spricht auf den ersten Blick, dass die Gesellschaftstheorie offenbar einen einheitlichen Gegenstand, die »Gesellschaft« eben, haben müsste. Allerdings steht die Gesellschaft hier zu Recht in Anführungszeichen, dann jedenfalls, wenn ihre Einheit zwar *vorauszusetzen* ist, deren »Repräsentationen« gleichwohl stets selektiv sein und deswegen – angestoßen durch *faktische* »Polykontextualität«

– im Medium sich wechselseitig ausschließender theoretischer Vokabulare im Plural auftreten müssen. Begriffe sind ja nicht Namen für theoriefrei gegebene »Sachverhalte«.

Es scheint demgegenüber aber in der »integrativen Theorie«, als bezögen die theoretischen Begriffe – bei Schimank: »Elemente« – ihre Bedeutung ausschließlich von der Sache, auf die sie sich beziehen, nicht aber vom Horizont eines Paradigmas, dem wir – seit den Tagen der Entdeckung der »Theoriegeladenheit« empirisch verankerter »Protokoll«-Sätze – einen gewissen holistischen Charakter indessen nicht absprechen können. »Radikal konstruktivistisch« muss (und kann) man hier gar nicht argumentieren; aber dass die Gesellschaft als einheitlicher Gegenstand der soziologischen Theorien der Moderne nicht unabhängig von solchen Theorien und deren welterschließenden Vokabularen einfach mal direkt betrachtet und dann mit ihrem Bild in der Theorie verglichen werden kann, das müsste doch Mindeststandard wissenschaftstheoretischer Distanz zum lebensweltlichen Optimismus in Sachen »realistische Darstellung« sein. »Beobachterabhängigkeit« bedeutet dabei überhaupt nicht referenzlose Projektion. Aber erst die Selbstbezüglichkeit theoretischer Begriffsnetze konstituiert freilegende Heuristiken, während sie zugleich den Pluralismus der Paradigmen auflädt mit einer gewissen Inkommensurabilität zwischen intern konsistenten Vokabularen, die nicht einfach durch einen »neutralen« Zugriff auf die Sache selbst behoben werden kann.

*Das Hauptproblem einer integrativen Theorie ist deshalb m.E. der besondere Charakter der Differenz zwischen theoretischen Vokabularen.* Diese Differenz ist nicht einfach eine Folge der säumigen Theoriearbeit, die sich aus sozialen Gründen (Stammesintegration) in enge Winkel zurückgezogen hat; sie stellt selbst ein gesellschaftliches Symptom empirischen Ranges dar, weil die theoretische Analyse als Reduktion von gesellschaftlicher Komplexität gerade als »Beobachtung erster Ordnung« nur selektiv vorgehen kann, weil sie Kontur und analytische Kraft bei hinreichendem Auflösungsvermögen nur durch *Begrenzung* der repräsentationalen Kapazität erreichen kann. Theorie erzwingt Distanz zur Sache. Und deshalb steht die einzelne Theorie mit alternativen theoretischen Vokabularen in einem Verhältnis problematischer Übersetzung, nicht aber einfach im Verhältnis der Koreferenz, so als ob Theorien bei konstant gehaltener deskriptiver Valenz schlichtweg addiert werden könnten.

Theorieintegration, so die daraus zwingend folgende Vermutung, muss als (immer auch verfremdende) Übersetzung zwischen Paradigmen angelegt werden, und sie muss sich auf der Ebene zweiter Ordnung bewegen: zu übersetzen ist jedenfalls dann zwischen Theorien, wenn und solange die nur dem Namen nach identischen Grundbegriffe polysem bleiben müssen, weil sie in verschiedenen theoretischen Begriffsnetzen trotz vordergründigen Gleichklangs Verschiedenes bedeuten (und das ist bei zentralen Begriffen wie z.B. dem der »Handlung« doch eigentlich kaum von der Hand zu weisen).

Auf eine Ebene zweiter Ordnung muss diese Übersetzung gehoben werden, denn theoretische Vokabulare sind als Vehikel von Beobachtungen *erster* Ordnung selbst *empirisch* ausdifferenzierte Artikulationen *partieller* Differenzierungsvorgänge (in diesem Sinne »gibt« es vertikale Differenzierung oder Ungleichheit und funktionale Differenzierung, ihr Verhältnis zueinander lässt sich dann aber nicht mehr durch die Reduktion des einen auf das andere bestimmen, sodass Ungleichheitstheorien und Differenzierungs-

theorien als »sie selbst« die Übersetzung zwischen Theorien nicht *unverändert* in Regie nehmen können). Eine Integration von Theorien, die nicht einfach deskriptiv, sondern als intern konsistente Vokabulare respektabel sind, muss demnach vorbereitet werden durch eine Theorie, die *empirisch* (nicht etwa nur methodologisch) Differenzierungen von Differenzierungsformen und -achsen veranschlagt, um das Verhältnis zwischen Theorien als ein Übersetzungsverhältnis konzipieren zu können, das *soziale* Übersetzungsverhältnisse zwischen Differenzierungsformen und -folgen in die Theorie zurück übersetzt. Das wäre nicht einfach ein Gegenprogramm zu Schimanks Vorschlägen, das sich auf Komplexitätssteigerung herausredete, vielleicht doch eher eine Skizze von *sine-qua-non*-Bedingungen der theoretischen Integration von *heterogenen Vokabularen*, an der sich auch der Schimank'sche Vorschlag messen lassen müsste.

## II

Aber so schnell und so abstrakt sollten Vorbehalte womöglich nicht vorgebracht werden, besonders weil das Lob der Initiative nicht unterschlagen werden darf: Vor allen möglichen und vielleicht nötigen Einwänden en detail und en gros ist jede Reaktion auf Uwe Schimanks Vorstoß aus soziologischer Sicht zuerst dazu verpflichtet, ihm für seine Initiative in Richtung Bestandsaufnahme und Aufgabenbestimmung der Gesellschaftstheorie mit größtem Nachdruck zu danken. Seine Durchmusterung von »Theorieangeboten« ist möglicherweise nicht frei von Motiven und Voreingenommenheiten einer reduzierten Art des Theorievergleichs, die in den letzten Jahren in der Asche einst ausgetragener Kontroversen des Fachs das systematische Abwägen durch die klassifikatorische Vermessung von Parzellen für Paradigmen-Provinzen ersetzt hat. Trotzdem stellt man doch mit einiger Erleichterung fest, dass ein ausgewiesener Vertreter des Faches die Frage nach möglichen Formaten der Gesellschaftstheorie überhaupt wieder auf die Agenda setzen möchte. Dass die Gesellschaftstheorie zum konstitutiven Auftrag einer soziologischen Forschung gehört, die das Denken nicht den Pferden und die Zeitdiagnose nicht dem Journalismus überlassen kann, ist ja alles andere als selbstverständlich in Zeiten der Hochkonjunktur von Theorien mittlerer Reichweite, von »Sozialtheorien«, die Fragmente einer in die Jahre gekommenen Anthropologie für den Kern der Sache ausgeben, von empirisch genannten soziologischen Erzählungen, die historische Details aus zweiter Hand beziehen und begründete Generalisierungen auf der analytischen Ebene der Gesellschaft für Luftschlösser halten.

Die Rückkehr zum Motiv *gesellschaftstheoretischer* Zugriffe, für die Schimank eintritt, lässt vor diesem Hintergrund aufatmen. Endlich, so soll es durch alle Gassen tönen, ruft ein empirisch sattelfester Experte für die Differenzierungstheorie uns dazu auf, dem Königsformat der Soziologie, der Theorie der Gesellschaft, nicht länger kleinmütig zu entsagen, nur weil der Titel von Luhmann besetzt ist, an den die Wenigsten sich systematisch halten, selbst wenn sie seine Begriffe verbrauchen, oder weil man im Fach so gern und so entlastend durch Abgesang auf die Kategorie der Gesellschaft aus dem langen Schatten von Parsons und Habermas heraustritt. Man horcht also auf, und das mit gutem Grund; doch dann mischt sich in den Posaunenstoß, der Mauern zwischen Paradigmen

erschüttern will, der eine oder andere Missklang. Nach dem Aufatmen lässt die konkrete Umsetzung des Auftrages, die Schimank hier entfaltet, die Theoretiker und -innen als bald wieder irritiert den Atem anhalten; jedenfalls solche, die durch die Schule der »post-ontologischen« Durchreflexion der Selbstreferenzprobleme soziologischer Gesellschaftsbeschreibung hindurch gegangen sind. Kann es wirklich so einfach sein, die lange dem soziologischen Ingenium auferlegte Enthaltbarkeit in Sachen Globalbeschreibung wie einen Alpdruck von der Brust zu nehmen, indem man genau drei Zentralachsen gesellschaftstheoretischen Denkens zum Ordnungsschema der Theorie-Integration und zu Realfaktoren sozialer Dynamik erklärt? Haben wir einfach übersehen, dass »Theoriefamilien« jenseits der Fixierung auf ihre je für sich bemerkenswert komplexen Individualvertreter und auf deren begriffliche Marotten nur auf familieneigene Kernprinzipien zurückgeführt werden müssen, sodass der Soziologie die Schuppen von den Augen fallen und genau drei Gruppen sich abheben aus dem Relief des Paradigmenchaos, um hinreichende Eckpfeiler für eine versöhnte Topologie perspektivischer Angelpunkte zu bilden?

Uwe Schimank geht die Frage nach den Plausibilitätskriterien einer Theorie, oder gar das Problem der Übersetzung zwischen gegeneinander ausdifferenzierten theoretischen Vokabularen, nicht direkt an. Diese Frage und das entsprechende Problem betreffen natürlich insofern die »Selbstreferenz« der Theorie, als nicht nur die Beschreibung der Gesellschaft ganz allgemein gesprochen sich selbst im Beschriebenen unterbringen (und also *uno actu* drinnen und draußen sein) müsste, sondern weil gerade eine theoretische Übersetzung zwischen Theorien, die ihrerseits sachbezogene Repräsentationsansprüche stellt, rechtfertigen muss, dass sie nicht selbst nur Partei im »Wettbewerb« der verglichenen Theorien ist. Wenn nicht schon wegen Hegel, so doch seit Karl Mannheim und seit der Aufkündigung von dessen Zurückhaltung in Sachen Wissenschaft, z.B. durch das »strong programme« der Wissenssoziologie des Forschungslabors, wird man erklären müssen, wie eine solche Lage »freischwebender« Sekundärintelligenz im Felde der ihrerseits modernen Theorie der Moderne möglich sein können soll. Das heißt nicht, dass eine solche Rechtfertigung unmöglich sein muss, Uwe Schimank setzt sich dem Begründungsdruck in dieser Hinsicht aber nicht wirklich aus. Er lässt diese Frage vermutlich deshalb liegen, weil er – wie so viele Vertreter und Vertreterinnen des Fachs – *operativ* den Fallibilismus umschiffet, indem er die strukturell notwendige Partikularität jedes *lebensweltlich* konstituierten Zugriffs auf »Faktizität« durch die exklusive Konzentration auf Beobachtungen »erster Ordnung« abdunkelt und Theorien als empirische Generalisierungen von vermeintlich theorieunabhängig generierter Erfahrung behandelt. Er unterbreitet sein eigenes epistemologisches Angebot deshalb zwischen den Zeilen und nicht im offiziellen Programm der Theorieintegration, *performativ* in der Selektion von fruchtbaren »Elementen« und *evokativ* in der Form signifikanter Metaphern. Eine dieser dirigierenden Metaphern, die nicht nur im zuerst zitierten Eingangssatz auftaucht, sondern sowohl die Diagnose der Theorielage als auch die eigene methodische Haltung anzeigt, lautet »Angebot«. Die Reize, die unterschiedliche Theorien für die Analyse der Moderne entfalten können, nehmen also für Schimank offenbar das kommunikative Format eines Angebots an, sodass man meinen könnte, der Aufwand theoretischer Reflexion hätte sich in marktgesellschaftlicher Logik weniger durch sachangemessene Komplexität als durch

niedrige Transaktionskosten zu rechtfertigen. Aber man muss die Metapher des Angebots nicht unfaier Weise überstrapazieren. Die »Sachangemessenheit« der Theorie ist schließlich ihrerseits ein Kriterium, das der Ausdeutung bedarf. Es ist deswegen genauer zu bestimmen, worin also die zu integrierenden Theorieperspektiven sich treffen, bezogen auf was sie einander – schon terminologisch – indessen verfehlen.

### III

Komplexität muss reduziert werden. Daran kommen wir nicht vorbei. Warum also nicht das Messer anlegen und jedes Verdachtsmoment auf Inkommensurabilität zwischen theoretischen Vokabularen beherrscht entfernen, sodass die Leitbegriffe »Ungleichheit«, »Differenzierung« und »Kultur« immer dasselbe bedeuten (hier: »designieren«), gleichgültig ob sie nun z.B. in einer methodisch individualistischen Handlungstheorie oder aber in einer holistisch abstrahierenden Systemtheorie verankert werden? Eine entsprechende Zögerlichkeit hätte indessen *sachliche* Gründe. Denn es wird darauf ankommen, inwiefern und ob überhaupt »kulturelle Legitimationen«, »Allokationen von Lebenschancen« und Differenzierung von Funktionshorizonten (242) immer »dasselbe« (Handlungen, Intentionen, Personen, Ereignisse, Ressourcen, Regeln?) »legitimieren«, »verteilen« und den Zuständigkeiten differenzierten Leistungssphären »zuordnen«. Denkbar ist ja, dass die drei Koordinationsformate womöglich durch ihre *synthetisierende* Leistung, opake Ereignisse jeweils primär *kontextimmanent* »sinnhaft verfügbar« zu machen, jene legitimierten, verteilten und zugeordneten »Entitäten« eigens erst »schaffen« (oder wenigstens eine strukturelevante Differenz des Bezugs auf »Entitäten« etablieren). Dieser Gedanke würde aber den Zugriff Uwe Schimanks mit der Inadäquatheit der Konvergenzthese konfrontieren und damit die Theorieintegration unter großen Druck setzen. Die »integrative Theorie der Moderne« beharrt lieber darauf, dass Theorien mit der Frage nach der (sozialen und sinnhaften) Identität von Handlungen, Personen und Ressourcen nicht zu belasten sind, weil ja die vermeintlich theorie- und deutungsunabhängige Substantialität dieser Entitäten das tertium comparationis zwischen differenten Zugriffen zur Verfügung stellen soll.

Uwe Schimank verlässt sich mit der darin wirksamen methodisch-epistemologischen Grundhaltung auf zweierlei: erstens auf das Erbe eines repräsentationalistischen Theorieverständnisses (Begriffe bilden Klassen von Theoriesprachen-unabhängig identischen Entitäten ab), zweitens aber auf die parteiliche Präferenz für den »Akteurs-zentrierten Institutionalismus«, der beansprucht, nicht nur die Mitte, sondern die Synthese z.B. zwischen System- und Handlungs- bzw. Akteurstheorie zu liefern. Auf der Grundlage und in der Optik einer »konventionelle[n] handlungstheoretische[n] Lesart« (240) versucht die integrative Theorie nach eigenen Worten »Kernvorstellungen von Theoriefamilien« aus dem bunten Angebot heraus zu filtern. So sind gleich an einer ersten Wegscheide der Theorierekonstruktion explizit die systemtheoretischen Skrupel, die Ansetzung menschlicher Subjekte als Letztelemente sozialer Dynamik könnte die Sache verfehlen, vom Tisch gewischt. Dass »Akteure«, verstanden als das subjektiv Sinn setzende primum movens der soziologischen Erklärung des Handelns und seiner Aggregateffekte, vielleicht

nicht Teile des Explanandums sondern des Explanans sein könnten, diese beunruhigende Überlegung wird an dieser Stelle mit deutlich zu geringem Aufwand auf Abstand gehalten und also eigentlich verdrängt statt entschärft. Die »Standard-Anthropologie der Moderne« (240) könnte ja durchaus weniger ein theoretischer Rechtfertigungsgrund als ein kultureller Horizont, ein selektiver »Diskurs«, der selbst seine sozialen und strukturellen Voraussetzungen hat, sein. Dieser Verdacht lässt sich durch die Anrufung Gehlens, dessen Reputation für die Unbezweifelbarkeit des Prinzips der »Weltoffenheit« und für seine Relevanz einstehen soll, aber nicht hinreichend aus der Welt schaffen. Die grundlagentheoretische Entschlossenheit, »Gesellschaftlichkeit« sehr weit unten in der Hierarchie diachroner und synchroner Konstitutionsstufen anzusiedeln, könnte entgegen einer »konventionellen« Handlungstheorie auch bedeuten, dass der Schein der Reduzierbarkeit sozialer Ordnungen auf individuelle Entscheidungen von Einzelmensch-Akteuren (trotz der *ceteris paribus* Formel möglicherweise relevanter »composite actors«, 240) täuscht. Das legt nicht allein die Systemtheorie nahe (so als müsse man sich hier auf den kybernetischen Idealismus festlegen). Sondern darauf baut auch die Tradition *intersubjektivitätstheoretischer* Grundlagentheorie. Sie zieht von Mead über Habermas und Honneth bis zu Michael Tomasello einen »anthropologischen« Primat kollektiver Praxis vor der individuellen Zweckorientierung und entsprechender Selbstverhältnisse im Konkurrenzmodus in Betracht. Die Hobbes'sche Fingierung des Bürgerkrieges als Naturzustand mit Universalgeltung wird damit als eine hoch kontingente Verwechslung des Gewordenen mit dem Ursprünglichen durchsichtig. Uwe Schimank stellt nun allerdings *prima facie* die Eigenwerte kollektiven Handelns und institutionalisierter Ordnungen in Rechnung. Den Hobbes'schen Krieg gibt er zwar für eine anthropologische Gegebenheit aus (so als wäre der durch organisierte Knappheit erzwungene Antagonismus ein Spezifikum der Gattung); er setzt aber sogleich eine Reverenz an Durkheim vor eine abstrakte, rein vertrags- oder spieltheoretische Antwort auf die Kooperationsfrage, wenn er normativen Erwartungsstrukturen den Rang einer Grundfunktion gibt (241). Allerdings verläuft dieses Zugeständnis an die Tradition der Theorie *normativer* Integration von Gesellschaft schnell im Sande, spätestens bei der alsbald folgenden Anlehnung an *spieltheoretische* Erweiterungen des theoretischen Individualismus (242). Bezogen auf »Kultur« bricht dieser Zug das Normative herunter auf eine Leistung kultureller Orientierung im Lichte der Abfederung von Unsicherheit durch Legitimation im Modus exklusiv *sozialer* und vor allem *zweckrational* günstiger Geltung (242).

Dieser Schritt steht allerdings in einem anderen Zusammenhang: die Abwicklung von normativen und intersubjektivistischen Auffassungen sozialtheoretischer Elementarsachverhalte ist ein *Nebenschauplatz* (insofern wäre ein normativistisches Empören hier gar nicht angebracht) angesichts der Aufteilung von Aufgaben, die das Zusammenspiel von Differenzierungstheorie, Ungleichheitsparadigma und Kulturosoziologie durch die Unterscheidung zwischen »Leistungen«, »Lebenschancen-Allokation« und »Legitimation« (242) gliedern soll. Hier handelt es sich ganz offensichtlich um den Kern des Vorschlags zur Integration konfligierender Theorietraditionen, an dem sich zeigen muss, dass die Uminterpretation der untereinander konkurrierenden Paradigmen zu sich wechselseitig ergänzenden Partial-Akzentuierungen an jenen Paradigmen nichts unter-

schlagen muss, was für diese eigentlich konstitutiv wäre (wodurch, wenn denn theoretische »Angebote« Resonanzen für eigene soziale Realitätsspektren darstellen, nicht etwa konzeptuelle Extravaganzen, sondern *empirische* Dimensionen der Gegenwartsgesellschaft in Vergessenheit gerieten).

#### IV

Uwe Schimank versichert, dass die zentralen »Fluchtpunkte« der drei Paradigmen (oder bei ihm: nur Perspektiven?) eng ineinandergreifen, ohne dabei auf »einlinige Wirkungszusammenhänge« festgelegt zu sein (245). Dieses Ineinandergreifen muss indessen wiederum garantiert werden durch die problematische Unterstellung der Koreferentialität von Beschreibungen, die jeweils von den theoretischen *Gegenstandskonstitutionen* (oder auch nur: selektiven Gegenstands-»Zuschnitten«) der drei Zugänge abhängig bleiben. Problematisch ist diese Unterstellung jedenfalls, solange eine aversive Haltung gegenüber solch einer Koreferentialität für eines der integrationsbedürftigen Paradigmen charakteristisch und für dessen Grundbegriffe entsprechend folgenreich sein sollte. Das ist zumindest bei der Systemtheorie der Fall, die ja immerhin auch für Schimank Pate stehen soll, wenigstens bei der Voraussetzung des in der Moderne eindeutigen Primats funktionaler Differenzierung (246). Systemtheoretisch betrachtet laufen jedoch die Linien der Aufteilung funktionaler Systemspezialisierung, die Abgrenzungen, z.B. zwischen Interaktionssystemen und den differenzierten im Bewusstsein realisierten Motivlagen, berührungsfrei, weil unabhängig voneinander, durch den sozialen Raum. Und das, so jedenfalls der systemtheoretische Zugang, weil kommunikative Ereignisse im Funktionssystemhorizont mit Ereignissen in ihrer Umwelt nicht einfach (weder numerisch noch sinnbezogen) identisch sind (deswegen ja »Autopoiesis«). Dann aber wären auch keine unmittelbar-Übertragungen von »Leistungen« zwischen Systemen und praktisch verfassten Interaktionsräumen oder Akteuren vermittelt über die vermeintliche Substantialität von (dann nur sekundär überdeterminierten) Handlungsereignissen möglich. Geld z.B. (mit dem Schimank Tendenzen der »Ökonomisierung« erklären will, 253f.) ist jedenfalls nicht nur für Simmel zunächst mal ein Symbol und keine Substanz, sodass schon die Konversion von Gebrauchs- in Tauschwerte Grenzen zwischen *heterogenen* Sinnhorizonten kreuzt. Was wie eine Spitzfindigkeit übertriebener systemtheoretischer Radikalität erscheinen könnte, hat durchaus *empirische* Konsequenzen (im Sinne der theoriegeleiteten sinnhaften Verfügbarmachung von latenten empirischen Strukturen): so könnte es aufgrund dieser Komplikation des Leistungsaustausches durch eine kommunikationstheoretische Verkomplizierung von System-Umwelt-Beziehungen sein, dass die Konstellation zwischen funktional differenzierten Systemen der gesellschaftsweit koordinationsrelevanten »Leistungsproduktion« und die ungleiche Verteilung von Personen im Raum der Ressourcenverteilung voneinander eben ganz unabhängig variieren. Das würde beispielsweise bedeuten, dass die auf Leistung bezogene (und kulturell unter Hinweis auf Leistung legitimierte) Positionsdifferenz zwischen Funktions- oder Leistungseliten und Leistungsempfängern (»Klienten« oder eben »Klientenrollen«?) mit der kulturellen Differenzierung zwischen sozialen Milieus und der vertikalen Hierarchie zwischen solchen

Milieus (Distinktion) überhaupt nicht korrelieren, geschweige denn in kausaler Beziehung stehen muss. Kulturelle Legitimation und Leistungserbringung wären von der Allokation von Lebenschancen dann aber möglicherweise (dies aber kontingenterweise) ganz unabhängig. Eine solche Diagnose wäre nun nicht etwa ein methodisch induziertes Artefakt systemtheoretischer Exaltation, sondern sie deckt sich mit bzw. erklärt in Teilen, was unter Titeln wie »Entkoppelung zwischen Indikatoren abhängiger »objektiver« Lage und Einstellungsmustern« bezüglich der Frage nach »realen Gruppen« in der Lebensstil- und Milieuforschung seit 25 Jahren beobachtet wird. Personale Träger von Funktions-Eliten-Positionen können zugleich im sozialen Raum kultureller Differenzen an ganz anderen bzw. an nach anderen Mustern differenzierten Positionen stehen. Dass Vermutungen über derartige Dependenzunterbrechungen (im Übrigen durch *Differenzierung*) keine theoretische Phantasie, sondern empirisch gedeckt sein könnten, machten z.B. Stefan Hradils Einwände gegen die Bourdieu'schen Sozialstrukturanalyse schon vor Jahrzehnten deutlich: korrespondierende Verteilungen von differenten Kapitalsorten und Volledeckungen zwischen »objektiven« Lagen und habituellen Stilpräferenzen scheinen – bis auf besondere, dabei pfadabhängige Sonderregionen – nur für eine *anachronistische* Deutung der Sozialstruktur plausibel zu sein, der es um den Nachweis der Angemessenheit *klassentheoretischer* Strukturhypothesen geht.

Das Beispiel zeigt, dass die Konvergenz der Perspektiven (Ungleichheit, Differenzierung und Kultur) vielleicht eher eine durch Umdeutung erzielte Übereinstimmung zwischen den *Lesarten* dieser Theoriefamilien aus Sicht des akteurszentrierten Institutionalismus, weniger aber eine Übereinstimmung in der Sache ist. Dagegen ist bezogen auf diagnostische Phantasien nicht unbedingt etwas einzuwenden, sofern die Anreicherung des akteurszentrierten Institutionalismus um Motive anderer Zugangsweisen gewiss Phänomene erschließende Effekte zeitigt: die empirischen Konkretisierungen, mit denen Uwe Schimank nach der relativ allgemeinen theoretischen Programmskizze aufwartet, enthalten ausgesprochen bedenkenswerte Diagnosen: Die Andeutung einer Systemgrenzen überschreitenden Koalition zwischen »Bessergestellten unter den Leistungsabnehmern« und den »Leistungsproduzenten, die ihre teilsystemische Autonomie hochhalten« (257) ist erst mal eine fruchtbare Anregung für die kreative Suche nach unerwarteten Nebeneffekten der Interferenz zwischen funktionaler und vertikaler Differenzierung des sozialen Raumes. Die Verdichtung solcher Interferenzen durch die Zusammenziehung von »Leistungen«, »Lebenschancen« und »Legitimationen« in der Einheit vermeintlich substantieller Akteure (handelnder »Einzelmenschen«, für die legitimierte Leistungszuteilungen unmittelbare Lebensressourcen wären) verrät aber die *Begrenzung* der Diagnose und darin den blinden Fleck einer individualistischen Handlungs- und Sozialtheorie. Der methodische Teufel der Integration von theoretischen Vokabularen steckt im Detail der referentiellen Attribution von »Leistungen«, auf die differenzierte Kontexte in der Gesellschaft eben auf *differente* Weise Bezug nehmen.

## V

Vom (wenn auch modifizierten) Klassengegensatz als adäquater Beschreibung der Sozialstruktur auszugehen (257), belegt zwar vordergründig eine gewisse Distanz zur funktionalistischen Herzlosigkeit bezüglich schreienden Unrechts. Aber es unterschlägt dennoch in der Konsequenz deutlich, dass dies für *andere* Deutungen der Achsen »Differenzierung« und »Kultur« kaum akzeptabel ist, weil die Gleichzeitigkeit von Ungleichheitseffekten, von regionaler, funktionaler und von kultureller Differenzierung, d.h. auch von horizontaler Milieudiversifizierung und Multiplikation von Inklusionsprofilen (die Schimank seinerseits konzidiert, 255) eine solche Vereinfachung anachronistisch erscheinen lässt. Die Verführung zur Übervereinfachung der Verhältnisse entspringt daraus, dass Uwe Schimank einerseits den systemtheoretischen Vogelflug über die Gesellschaft mitvollziehen und das bottom up orientierte Interpretament der »Wertsphären-trennung« funktionalistisch »up-graden« möchte, andererseits aber den Preis der kommunikationstheoretischen Abdrängung des Akteurs (als »Entscheider«, »Motivträger« und »Handlungsinitiator«) in die Umwelt sozialer Koordinations-Kommunikation nicht zu entrichten bereit ist. In dieser selektiven, und eben *nicht übersetzenden*, sondern assimilativen Lesart systemtheoretischer Leitideen beschränken sich die Wirkungen funktionaler Differenzierung auf die Umstellungen der intentionalen Einstellungen von »Leistungserbringern« und »-nehmern« zu mentalen Rollenprofilen (255). Zwischen und von diesen Rollenträgern als kompakten Personen sollen dann uno actu funktionale Code-Effekte und biographische Motive im Modus des »doing society« (247) verrechnet werden. Uwe Schimank liest die Differenzierungstheorie also ausgesprochen selektiv und mischt dabei Luhmann-Adaption mit handlungstheoretischem Renegatentum (ohne aber dabei beide Seiten durch die Kraft der jeweils anderen zu modifizieren). Einerseits folgt er der radikalisierten Systemtheorie – und nicht etwa Parsons (mit dem die empirische Frage durch die analytische Metaphysik schon präjudiziert würde) – in der Überzeugung, dass erstens die funktionale Differenzierung den Primat genießt und zweitens, dass die Systemmetapher extensive und Medien gestützte Handlungsformatierung auf der Makroebene auf den Punkt bringe; andererseits liest er jedoch in den Begriff des Funktionssystems dann wieder eine eher mit Parsons verträgliche Handlungstheorie hinein: So wird der Primat funktionaler Differenzierung belegt als »erste Tatsache«, von der ein »in der modernen Gesellschaft Lebender wissen muss« (als entschiedene die intentionale Ebene über die Struktur-tatsachen von Makrokonstellationen, so: 247), und die funktionale Differenzierung wird am Ende doch eigentlich auf die Trennung von Wertsphären im Weber'schen Sinne (damit ihr Effekt auf *bewusste* Handlungsrahmen und auf direkte Motivbindungen) eingeschränkt. Deshalb muss Uwe Schimank den Primat der funktionalen Differenzierung behaupten, diesen zugleich aber als *kulturell* konstituiert bezeichnen (247f.); und deshalb können mögliche Übergriffe systemischer Logik auf »lebensweltliche« Belange in der Standard-Akteurs-Optik nur als Anmaßungen von personalen Leistungsträgern konzeptualisiert werden: Foren und Funktionen öffentlicher Deliberation spielen bei Schimank keine Rolle, sondern: »Akteure« (und das heißt hier eben: »Individuen«) mischen sich als Künstler oder »Kirchenführer« in Fragen des Mindestlohnes oder der Energiepolitik ein (249). Nur unter solchen problematischen Vor-

aussetzungen treffen sich in der Tat Effekte der Leistungserbringung *direkt* und in kongruenten Mustern mit Folgen der Ungleichverteilung von Lebenschancen und kulturellen Legitimationsspielen, weil sich dann alle Achsen der Theorie der Moderne in der Konstitution derselben Handlungen und der auf diese Handlungen bezogen Akteursintentionen aufeinander abbilden ließen.

Ein hoher Preis für die beschworene Integrationsfähigkeit der aufgezählten Theoriefamilien liegt damit in der Einengung der Differenzierungstheorie auf die systemtheoretische Metaerzählung der Systemverzweigung und zudem in der Beschränkung dieser Verzweigung auf unmittelbare Effekte im Motivhaushalt der Akteure. Das zeigt die weichenstellende Versicherung, dass die Differenzierungstheorie ihren Ausgangspunkt nehmen müsse bei der Richtung ihrer »Aufmerksamkeit auf die Produktion von Leistungen, die für Lebensführung in Gesellschaft [sic!] erforderlich sind« (242). Dieser Zuschnitt überdeckt die Möglichkeit, in der vertikalen Achse der Ungleichverteilung von Chancen und in der – von Schimank nur ephemere gestreiften – *Fragmentierung* von Kulturen heterogener Auslegungen der vermeintlichen »Leitideen« der Moderne (»Fortschritt«?) ebenfalls Dimensionen sozialer *Differenzierung* zu erkennen. Gerade darin aber – so darf und muss man aufgrund empirischer *Inkongruenzen* zwischen den in den sozialen Raum eingeschriebenen Unterschieden und Abgrenzungen zwischen Funktionen, Handlungsformaten, Leistungen, Positionen, Ressourcen und Kulturen behaupten – besteht der Witz der *Differenzierung zweiter Ordnung*.

## VI

Wie nun verfahren werden müsste im Unterschied zu der assimilierenden Anreicherung des akteurszentrierten Institutionalismus durch Anleihen bei Konkurrenz-Angeboten, um dem verdienstvollen Projekt einer »Integration« von Theorien der Moderne beizustehen, das sollte gegen Ende wahrscheinlich nicht durch metatheoretische Überlegungen erläutert werden. Nicht unbedingt wie, aber dass man anders verfahren muss, zeigt sich ohnehin deutlicher, wenn auch indirekt am empirischen »output« des Angebots, der die Nachfrage am Ende doch stören könnte. Die merkwürdige Exklusivzuordnung der Differenzierungsdimension als den *Gegenpart* zu den Dimensionen der »Ungleichheit« und der »Kultur« *entzieht* diesen letzten beiden Titeln die Differenzierungsdimension. Gerade das nötigt zu problematischen Homogenitätsunterstellungen in Sachen Ungleichheit und Kultur. Am Ende macht allein die theoretische Taxonomie von Angeboten, nicht aber die empirische Grundlage, Ungleichheit zu einer eindeutigen Aufschichtung homogener Strata und Kultur zu einem »Kollektivbewusstsein«, in das die Akteure im Streit um die legitime Konversionen von Leistungen in Chancen partial inkludiert sind. Die Gesellschaft, die Uwe Schimank skizziert, ist nicht nur zu homogen gezeichnet, ihr Bild, zu dem die Integration der modernen Theorien der Moderne gerinnt, ist das Porträt des nationalstaatlich eingehetzten Wohlfahrtsstaates der 1970er-Jahre (263). Alles, was seitdem *empirisch* Anlass für alternative Paradigmen und für die soziologische Paradigmenverzweigung geliefert hat: der Rückzug des Staats, die De-Nationalisierung von Interdependenzen, die regional kalibrierte Implementationen von politischen Steue-

rungsversuchen konterkarieren (»Globalisierung«), die Multiplikation kultureller Differenzdimensionen (einschließlich »Identitätspolitik« und re-entry postkolonialistischer Kritik in die Selbstdeutung der Moderne), wird in das Szenario eines wohlfahrtsstaatlich gezähmten Kapitalismus zurückgedrängt, das die Moderne als »Lohnarbeitsgesellschaft« (255) und soziale Verwerfungen als nationalstaatliche Aufgabe der Befriedung des Klassenkonflikts durch »Sozialpartnerschaft« versteht. Insofern ist es ein Zeichen der Ungenauigkeit, die jene Verwechslung zwischen »Integration« von Theorien und ihrer selektiven Assimilation anzeigt, wenn Uwe Schimank sich einmal darauf festlegt, dass die funktional differenzierte Gesellschaft eine »kapitalistische Gesellschaft impliziert« (255, und so auch explizit: 254), dann aber konzidiert, dass ökonomische Koordination doch nur eine *Teilfunktion* unter anderen sei (252). An der Frage, ob wir Zeuge und Bewohner einer kapitalistischen *Gesellschaft* oder aber einer funktional differenzierten Gesellschaft mit kapitalistischer *Wirtschaftsweise* sind, hängt die ganze Architektur einer Theorie der (aktuellen) Moderne, die deren Schub zur *empirisch* effektiven Differenzierung (und also auch Interdependenzunterbrechung) zwischen Differenzierungsformen erster Ordnung nicht unterschlagen darf. Deshalb bleibt auch Uwe Schimanks prima facie für Aktuelles sensible Deutung der Dominanz »ökonomisierender« Tendenzen stecken in einer relativ schlichten Kausalattribution: Das Wirtschaftssystem sei der »Dreh- und Angelpunkt gesellschaftlichen Geschehens« (253), nicht etwa, weil bei der Übersetzung ins Geldmedium Zeitvorteile der Koordination abstrakter Zahlen etwaige Rückübersetzungen ins Konkrete asymmetrisch werden lassen, sondern weil Unternehmen »die gesamte Gesellschaft mit Geld versorg[en]« (253). Allein die wirtschaftliche Leistungsproduktion, so heißt es, verdiene mehr Geld als sie koste, obwohl dieser Hinweis reichlich tautologisch erscheint. Und dieser Befund soll als Beleg für die kausale Erklärung der Macht des Kapitalismus überzeugen, so als wäre nur das Geld, nicht aber auch das Recht, das wissenschaftliche Wissen, die kollektive Bindung von Entscheidungen etwas, das im Modus der Spezialisierung und der Monopolisierung »produziert« würde, und so als würde die von Schimank durchaus emphatisch beschworene Diagnose der funktionalen Differenzierung nicht gerade die Relevanz der außer-marktlichen Voraussetzung der Marktvergesellschaftung unterstreichen. Immerhin ist die für kapitalistische Wirtschaft einigermaßen konstitutive evolutionäre »Errungenschaft« des »Privateigentums« eine Institution, die selbst eben *nicht* durch Geld und Markt »erzeugt« und erhalten werden kann. Eine tatsächlich »kapitalistische *Gesellschaft*« wäre *nicht* funktional differenziert, sondern sie würde in der Richtung funktionaler Entdifferenzierung und Fusion eine Hierarchie zugunsten des kommodifizierenden Mediums der Handlungskoordination etabliert haben. Das könnte als eine empirische Interpretation ja durchaus bedenkenswert sein, und entsprechende empirische Nachweise würden sogar die kritischen Analysen Wolfgang Streecks noch einmal überbieten. Ein solcher Nachweis ist mit der Aussage, dass auch funktional differenzierte Leistungen »Geld kosten« (254) aber sicher noch nicht erbracht, denn ebenso »brauchen« Investitions- und Produktionsketten z.B. das Recht, das sie nicht generalisiert erwartungssichernd schaffen. Dass die öffentliche Hand Transferzahlungen koordiniert, impliziert ja nur kontingenterweise (»De-Regulierung«), dass der privatwirtschaftliche Lobbyismus hinter den Schranken zur politischen Rationalität

selbst Entscheidungen steuert. Und wenn es sich doch so verhielte (was, wie gesagt empirisch nicht ausgeschlossen ist), so wäre abzuwarten, ob nicht die effektive Entdifferenzierung (in funktionaler Hinsicht) auch der kapitalistischen *Wirtschaftsweise* selbst das Wasser abgraben würde. In jedem denkbaren Fall dieser Art ist es aber *keinesfalls* angemessen, dann noch von einem Primat, ja überhaupt von Ansätzen der funktionalen Differenzierung zu sprechen.

Am Ende liegt der Haupteinwand gegen die Theorieintegration aber nicht einfach auf empirischer Ebene, gerade weil dieser Einwand den Zugang zur Empirie als einen vermeintlich neutralen Maßstab der Theoriebewertung zum Problem erklären muss. Und so empfiehlt es sich, am Schluss noch einmal auf den Status der Differenz zwischen gesellschaftstheoretischen *Vokabularen* zurückzukommen. Dass auch Ungleichheitsmuster und kulturelle Horizonte der Handlungskoordination sich erstens faktisch »differenzieren«, und dass zweitens die dabei entstehenden Sinn Grenzen im sozialen Raum nicht mehr kongruent sind (wenn sie es je – wie die nationalstaatliche Verklammerung suggerierte – waren), das ist ein *empirischer* Grund für die Ausdifferenzierung gesellschafts- und vor allem differenzierungstheoretischer Vokabulare der soziologischen Beschreibung der Moderne. Die für eine Integration der Theorie *entscheidenden* Unterschiede sind deshalb weniger diejenigen zwischen den drei *Themen* der Aufmerksamkeit: »Differenzierung«, »Ungleichheit« und »Kultur«, sondern die Perspektivenbrüche zwischen funktionalistischen, handlungstheoretischen, soziometrischen oder ungleichheitsbekümmerten Paradigmen der Koordination des Handelns. Funktionale, handlungs- oder entscheidungstheoretische, institutionalistische und anders gebaute Diagnosen der Moderne akzentuieren nicht nur jeweils andere »Grenzlinien« im sozialen Raum, sondern sie stützen ihre Selektion von relevanten Aspekten auf untereinander schwer verträgliche Rechtfertigungsmodi, weil sie in ihren methodischen Ansätzen, in ihren basalen Sozialtheorien, sowie in ihren Kriterien für gültige soziologische Erklärung voneinander abweichen. Das heißt, die faktische multiple Differenzierung der Gesellschaft erzwingt es, nicht nur Typen von sozialer Differenzierung, sondern auch Modi des *soziologischen Zugangs* zu den entsprechenden Phänomenen zu differenzieren und dann zueinander in Beziehung zu setzen. Und diese (gegenüber Themenpräferenzen) ungleich sperrigeren Unverträglichkeiten entstammen nicht selbstreferentiellen Fiktionen verirrter Soziologien. Sie sind vielmehr gebrochene Reflexe von gesellschaftlichen Problemfronten und Konfliktlinien, die jenseits des »theoretischen Nationalismus« als Fronten und Linien nun nicht mehr das Ganze der Gesellschaft strukturieren. Insofern ist die »Gleich-Gültigkeit« von Theorien funktionaler Differenzierung und von Analysen hierarchischer Ungleichheit selbst eine adäquate Resonanz auf *empirische* Lagen, denn sie indiziert aufgrund der Pluralisierung *theorieexterner* Anlässe für theorieleitende Relevanzen die *heterarchische* Konstellation der modernen Gesellschaft. Das steht nicht notwendig dafür, dass die Gesellschaft als desintegriert gelten muss. Einer wesentlich kompakteren Integration der Gesellschaft kann die *soziologische* Theorie der Moderne durch entschlossene Entrümpelung ihrer eigenen Vielfalt allerdings nicht auf die Sprünge helfen. Und vielleicht sollte sie das auch gar nicht.

*Anschrift*  
Prof. Dr. Joachim Renn  
WWU Münster  
Institut für Soziologie  
Scharnhorststr. 121  
48151 Münster  
j.renn@uni-muenster.de

Leser werben Abonnenten

Zeitschrift für Theoretische Soziologie

# ZTS

## ☞ **Empfehlen Sie Ihre Zeitschrift!**

Als Dankeschön erhalten Sie für jeden Abonnenten ein Buch aus dem aktuellen Juventa-Programm im Wert von € 22,-.

Ich bestelle **ZTS** zum Jahresbezugspreis von € 49,- zzgl. Versandkosten ab \_\_\_\_\_ für mindestens ein Jahr

Ich bestelle **ZTS** als Studentenabo zum Jahresbezugspreis von € 32,- zzgl. Versandkosten ab \_\_\_\_\_ für mindestens ein Jahr

Meine Anschrift:

---

---

---

**X**

Datum/Unterschrift

Ich bin AbonnentIn von **ZTS** und habe den neuen Abonnenten geworben. Bitte senden Sie mir als Dankeschön folgendes Buch (bis € 22,-):

---

Meine Anschrift/Kunden-Nr.:

---

---

---

**X**

Datum/Unterschrift

**Vertrauensgarantie:** Ich kann diese Bestellung innerhalb von 14 Tagen bei Beltz Medien-Service, Postfach 10 05 65, D-69445 Weinheim widerrufen. Rechtzeitige Absendung genügt zur Fristwahrung.

[www.juventa.de](http://www.juventa.de)

**BELTZ JUVENTA**